

Heiligabend – letztes Jahr

Der Moment des Auspackens ist der eigentliche Höhepunkt des Weihnachtsfestes, nicht das vorher gemeinsam gesungene Lied, Stille Nacht, beim Anblick der flackernden Kerzen am goldsilberrot geschmückten Christbaum, nicht die Kinderstimmen, die hell und chorweise aus Fernsehen und Stereoanlage in das Wohnzimmer dringen.

Auf der Couch und unter dem Wohnzimmertisch häufen sich bunt bedrucktes Papier und Schleifen, teilweise nicht einmal richtig aufgeknötet. Manche Päckchen sind so kunstvoll verpackt, dass man gar nicht hineinschauen möchte, weil das Geschenk drinnen kaum so attraktiv sein kann wie das Drumherum, das die Erwartung steigen lassen soll wie bei einem gekonnten Vorspiel. Tatsächlich fummelt man eine Zeit lang herum, aber dann geht es um den schnellen, direkten Genuss: Papier abreißen und schauen, was darunter ist.

Wenn alle Geschenke ausgepackt sind, beeinträchtigt das Durcheinander meine Stimmung und darum sammle ich das Papier, die Schleifen und die Kartonagen ein. Bei drei Personen kommt eine volle Plastiktüte zusammen, unter gewissen Annahmen selbstverständlich: Für die Verpackungen von Juwelier Köhler brauche ich keine Sammeltüte, der Abfalleimer reicht. Gott sei Dank kaufe ich bei Köhler eher weniger ein, so zweimal in zehn Jahren. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die mit viel Begeisterung entgegen genommenen Geschenke in den Monaten und Jahren danach weniger Beachtung finden als ihr Preis verlangt. Hemingway fällt mir zu diesem Widerspruch ein, *Haben und Nichthaben*, und ihn verknüpfe ich mit Hamlet: *das ist hier die Frage*.

Für die Entsorgung des Papiers und der am Heiligabend geleerten Flaschen ist der Besuch am ersten Weihnachtstag in der Verwandtschaft eine gute Gelegenheit, *en passant*, sozusagen. Andere Leute denken genau wie ich. Schon vor dem Mittag am ersten Weihnachtstag sind die Container an den Straßenecken übervoll, dass ich ein schlechtes Gewissen bekommen hätte, würde ich meinen Abfall noch zu dem anderen Müll daneben auf den Bürgersteig legen. Also nahm ich ihn jedes Mal wieder mit, zuletzt vor drei Jahren.

Ich würde mich bei den Schwiegereltern nicht schon zum Frühstück einladen, nur um den Abfall am ersten Weihnachtstag noch vom dem Mittag zu entsorgen. Man muss einfach vor den anderen am Container sein. »Ich fahre mal eben raus, das Papier wegbringen«, sagte ich zu meiner Frau gegen elf

Uhr abends. Die Kerzen am Christbaum waren abgebrannt, der Fernseher ausgeschaltet und die Kinderchöre verstummt, nur das Display der Stereoanlage zeigte noch 18 Spuren und 75 Minuten 28 Sekunden Gesamtspielzeit.

Sie ließ sich nicht aus der Handlung des geschenkten Buches holen und nickte nur.

Am Papiercontainer standen schon zwei Fahrzeuge, ein Mercedes und ein großer BMW. Ich stellte mich hinten an. Dem Warten gewann ich gleich eine positive Seite ab – es war interessant zu sehen, was in anderen Familien verschenkt wurde, ich musste nur auf die Verpackungen achten. Unterhaltungselektronik, eine Friteuse von Moulinex, alles Dinge, die ich kaufen würde, wenn sie gebraucht würden und nicht zu Weihnachten. Das war auch ein Grund, warum bei uns weniger Kartons angefallen waren und dafür mehr Geschenkpapier. So gesehen waren wir ein kleinerer Geschenkhalt, ich brauchte nur zwei Mal zwischen Auto und Container zu hin und her zu gehen, dann war ich Papier und Flaschen und die Zeitungen der letzten vierzehn Tage los.

Vor mir wurde der Kofferraum des BMW zugeschlagen.

»Traurig«, sagte der Mann, in dem er in die Runde sah, »dass man schon des Nachts kommen muss, um Platz für den Abfall zu finden.« Das dürfe man nicht so eng sehen, meinte der andere und schob einen gefalteten Weinkarton in den Container.

»Warum traurig? Wir sind doch alles bestens los geworden«, sagte ich, »und zwar vor den restlichen zwanzigtausend Haushalten in unserem Stadtteil.« Im Grunde könnte ich auch noch in einer Woche kommen, ich hätte ein Haus und einen großen Keller, und bis dahin würde sich die Situation an den Abfallcontainern wieder entspannt haben.

Keller hätten sie auch, sagten die beiden, aber was weg sei ... wie dieser Playmobil-Karton, der durch den Containerschlitz verschwand.

Unschlüssig stand ich mit der leeren Plastiktüte in der Hand. Eigentlich hätte ich losfahren können. »Für mich sind die Playmobil-Zeiten vorbei«, sagte ich, »die Tochter ist neunzehn.«

So kamen wir für einige Minuten ins Gespräch. Der Mercedes-Fahrer war jünger als ich, vielleicht zehn Jahre, und hatte einen Sohn und eine Tochter, den Mann mit dem BMW schätzte ich älter ein. Zwei Söhne mit Schwiegertöchter saßen jetzt in seinem Wohnzimmer am Kamin und tranken den Champagner, den er im Frankreich-Urlaub auf dem Weingut – Chateau sowieso – verköstigt hatte und von dem er sich ein Dutzend Kartons hatte anliefern lassen. Ich überschlug sechs mal zwölf mit geschätzten 20 Euro plus

Fracht, ein Betrag, den ich zur Not auch hätte aufbringen können, nur nicht für Champagner und nebenbei.

Ich wünschte frohe Feiertage und einen guten Rutsch ins neue Jahr.

Im folgenden Jahr waren die Geschenke zu Weihnachten voluminöser, aber dennoch nicht teurer. *Ma demoiselle*, wie ich meine Tochter gelegentlich nenne, bekam zum Computer einen Drucker und einen DVD-Recorder. Der Drucker war Eigennutz, damit sie mich in Ruhe lässt und nicht ständig Disketten und Datensticks bei mir einschieben möchte oder Mails mit Dateianhängen über das Internet von einem Zimmer ins nächste schickt und unser Telefon lahm legt. Der DVD-Recorder war das Geschenk.

Es war kurz vor elf Uhr am Heiligabend, als ich mich zum Container aufmachte, mit einer Plastiktüte Papier und Flaschen und – unter dem Arm – zwei gefalteten Kartonagen. Die Container waren erst dreiviertel voll.

Im Weggehen sah ich den Mercedes am Container halten. Seit Heiligabend im letzten Jahr waren mir Tausende Mercedes begegnet, aber dieser dunkelblaue ... Während ich noch überlegte, stieg ein Mann aus, vielleicht zehn Jahre jünger als ich.

»Hallo, sind Sie nicht ... Playmobil?« fragte ich den Mercedes-Fahrer.

Er reagierte unwirsch. Eine schroffe Antwort hatte ich nicht erwartet, nicht an diesem Abend, wo die Welt nur die umfassende Umarmung kennt. Jedenfalls geht mir das so, wochenlang bin ich weich geklopft worden in den Geschäften, auch wenn ich keine Geschenke einkaufte, und Heiligabend endgültig eingelullt von Frieden, Glocken und Chören.

»Heiligabend – letztes Jahr«, sagte ich zaghaft.

Der Mercedes-Fahrer erinnerte sich nicht. Ich drängte nicht weiter in ihn und sah unschlüssig zu, wie er Papier und Pappe in den Container stopfte. In diesem Augenblick fuhr ein BMW vor.

So ein Zufall, dachte ich, behielt meine Erkenntnis aber für mich. Einmal war mir peinlich genug.

»Jetzt verstehe ich«, sagte der Mercedes-Fahrer plötzlich und drehte sich zu mir um. Er wartete einen Augenblick, bis der BMW-Fahrer vom Container zurück kam. »Heiligabend – letztes Jahr!«

Ja?! Wir versicherten uns, wie schwierig das Wiedererkennen war, nach einem Jahr, wo wir uns doch nur kurz gesehen hätten, eine bemerkenswerte Leistung des Erinnerungsvermögens. Dann sprachen wir über Geschenke – worüber auch sonst, über die Verpflichtung, obwohl man gar nicht mehr möchte und die Schwierigkeit, keine zu machen obwohl man könnte. Es sei

nicht das Finanzielle, meinte der Mercedes-Fahrer. Natürlich nicht. Er war ein netter Mensch, ich schloss das aus dem Erzählen über seine Kinder, die jünger waren als meine Tochter. Ich konnte also aus gesichertem Erleben mit Erfahrung beisteuern, ohne bevormundend zu klingen.

Meine Frau fragte, wo ich denn so endlos lange geblieben sei. Stau am Container, antwortete ich, im nächsten Jahr könne sie übernehmen, wenn sie mit mir unzufrieden sei. Die Drohung meinte ich nicht ernst, denn sie würde den Abfall am Heiligabend nie wegbringen, dafür war der Strauß ihrer Beispiele zu bunt, was sie so alles erledigt und von dem sie die Meinung vertritt, ich könnte das ebenso gut oder besser als sie.

Heiligabend kam so sicher, wie er am Beginn des Jahres auf dem Kalender vermerkt war. Eigentlich bräuchte man keinen Kalender, weil die bevorstehende Geschenkezeit rechtzeitig genug angekündigt wird, in dem die Schokoladen-Nikoläuse die sommerleichten Süßigkeiten aus den Verkaufsregalen drängen. Wie üblich saßen wir nach dem Absingen des Weihnachtsliedes vor einem Berg von Verpacktem. Wer das wie ich oft genug mitgemacht hat und auf die Erkenntnis schwört, dass Zufriedenheit jedem anderen Geschenk vorzuziehen ist, freut sich mit an der Freude des anderen. Am Ende bleibt aber wieder die profane Notwendigkeit, sich vom Ballast der Verpackungen zu befreien.

Ich fand mich allein am Container, niemand weit und breit. Ich überlegte, ob sich in diesem Jahr etwas verändert hätte zu Weihnachten. Das Weihnachtsgebäck war eher noch früher als sonst in die Regale der Discounter gerückt, Ende September, und das größte Möbelhaus am Ort hatte pünktlich zum Quartalsbeginn zum bevorstehenden Weihnachtsfest dekoriert. Vielleicht hätte ich in diesem Jahr eine Viertelstunde früher zum Container fahren müssen, um die Begegnungen der beiden vorangegangenen Jahre zu wiederholen.

Du bist nicht mehr auf der Höhe der Zeit, dachte ich. Ich fuhr enttäuscht eine Ehrenrunde um die Verkehrsinsel und hielt wieder am Container an. Mein Abfall war weg und ich fühlte mich verlassen. Ich hatte hier nichts mehr zu suchen, ohnehin war die auf den Flaschencontainern aufgedruckte Einwurfzeit längst verstrichen, und das galt insbesondere für Heiligabend, an dem Tag der kollektiven Rücksichtnahme schlechthin.

Im Nachhinein bildete ich mir ein, der Mann mit dem BMW hätte an meine Scheibe geklopft, aber das kann ich nicht bestätigen. Sicher ist, dass ich ausgestiegen war und neben ihm stand und »So ein Zufall!« gesagt hatte. Ich

kannte das, aus plötzlichen Träumen herausgerissen zu werden und sich intuitiv auf die Situation einzustellen, als wüsste man, ob es gut oder schlecht ausgehen würde.

»Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht«, sagte der BMW-Fahrer, »aber ich freue mich auf die paar Minuten, die ich dem Ritual des heutigen Tages entfliehen kann.«

»Sind Ihre beiden Söhne und die Schwiegertöchter wieder zu Besuch? Trinken Ihren Champagner, selbst importiert?«

»Alle Achtung«, antwortete der BMW-Fahrer. »Das wissen Sie noch?«

»Na ja«, sagte ich, »einmalige Ereignisse prägen sich manchmal besser ein als die wenigen Abwechslungen im Alltäglichen. Aber ich habe auch etwas Gutes«, sagte ich. Ich langte auf den Beifahrersitz und holte das Holzkästchen heraus. Manchmal hat meine Vergesslichkeit seine guten Seiten. Den Calvados und die drei Gläser hatte ich erst heute Morgen besorgt und statt einzupacken im Auto vergessen. Mein Schwiegervater würde das unbekannte Kästchen nicht vermissen.

»Probieren Sie doch mal.«

»Fahren Sie Spirituosen spazieren?«

Ich lachte. »Zufall«, sagte ich und goss ein.

Er prostete mir zu und trank. »Ein sauberer Tropfen«, sagte er. »Hermann Altenscheidt.«

Ich nannte ebenfalls meinen Namen, schaute aber während dessen auf den Wagen, der soeben vorfuhr. Altenscheidt folgte meinem Blick. Der Kopf des Mercedes-Fahrers erschien aussteigend über der Motorhaube wie ein aufgehender Mond.

»Nein!« sagte Altenscheidt überrascht.

Doch. Trotz meines schlechten Personengedächtnisses war ich mir sicher. Ich hätte mir am vergangenen Heiligabend auch das Nummernschild merken können, aber wer kommt schon auf eine solche Idee, und ein Jahr später ist ohnehin alles vergessen oder das Aufgeschriebene nicht mehr auffindbar. Oder ein neuer Wagen gekauft.

Altenscheidt trank aus. »Frohe Weihnachten!«, rief er mit gedämpfter Stimme.

»Heiligabend – letztes Jahr!« soufflierte ich. Ich wartete nicht auf die Antwort, sondern langte nach den beiden anderen Gläsern.

»Sachte«, sagte der Mercedes. »Ich habe schon zu Hause getrunken und wäre an anderen Tagen nicht mehr Auto gefahren.«

Heute, meinte ich, für das kurze Stückchen und bei der Friedfertigkeit des Abends – ich wies auf den klaren Himmel. Ein Gläschen?

Von der Stein – so stellte sich der Mercedes-Fahrer vor – ließ sich überreden. Er trank aus, reichte mir das Glas zurück und sagte, er wolle nun mal, öffnete den Kofferraum und holte eine große Plastiktüte heraus. Auf den Seiten prangte in großen blauen Buchstaben der Name eines Kaufhauskonzerns, der schon eine Zeit lang mit roten Zahlen um Absatz, Filialen und Mitarbeiter rang.

Altenscheidt und ich mussten das Gleiche gedacht haben, aber Altenscheidt war mit seiner Bemerkung schneller. Von der Stein leerte die Tüte und faltete sie zusammen. Bis jetzt hätte er sich keine Gedanken gemacht, wo seine Frau einkaufen würde, antwortete er, wenn es sich nicht um etwas ganz Spezielles handeln würde. Die Tüte habe halt zuoberst gelegen, auf den anderen Abfalltüten.

So gesehen, sagte ich nachdenklich, bestehe keine Aussicht darauf, Weihnachten endlich los zu werden, das Joch abzulegen, welches die materielle Ausprägung der Erbsünde sein müsse.

Altenscheidt erwähnte Christi Geburt. Ich hätte zynisch antworten können, dass er wohl der Einzige sein müsse, der sich erinnern könne. »Es geht um mehr als nur ein Andenken an ein zweitausend Jahre zurück liegendes Ereignis«, sagte ich.

Was das mit dem Kaufhauskonzern zu tun habe, fragte von der Stein.

Natürlich hätten die drei Weisen aus dem Morgenland ihre Geschenke nicht dort eingekauft, stellte ich rein rhetorisch fest, aber was wäre die Folge, wenn wir ...?

»Arbeitslose Verkäuferinnen«, antwortete von der Stein. »Geschlossene Filialen. Verödete Innenstädte.«

Kürzer hätte von der Stein nicht denken können. Bevor eine Sache verkauft werden könne, müsse sie produziert werden, erklärte ich. Wie würden die Produzenten ihre Erzeugnisse verkaufen, wenn es den Handel nicht gäbe? Und was wäre, wenn Weihnachten abgeschafft würde, fragte ich.

Altenscheidt und von der Stein schauten mich an, als erwarteten sie von mir die Antwort. Dann sagte von der Stein: »Dumme Frage – das funktioniert nicht.«

Er wäre vielleicht arbeitslos, sagte ich und zeigte provokativ auf Altenscheidt. Wo nichts gekauft werde, gebe es keine Arbeit. Man könne sich ja schon einmal nach der eigenen Scholle umsehen, tagsüber Arbeit, was so im Angebot sei, nach Feierabend und am Wochenende Schweinestall, Karnickel

und Gemüsegarten. Ich hob die Flasche mit dem Calvados, *vingt-cinq ans*, die ich die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte.

»Worauf wollen wir trinken?« fragte ich.